

Der letzte Ritter vom Dybin

Eine Sage von Fanny Lohse-Kretschmar

Im vierzehnten Jahrhundert lag eine feindhöhrende Burg auf dem Haupt des Dybins, so untrennbar mit ihm verwachsen wie die zerbeulte Sturmhaube mit dem Eisenhädel des berühmten Raubritters Dieter Michelsberg, der sich zu jener Zeit hinter dem Mauerpanzer der Burg verbarg. Ursache hatte er wohl, sich zu verstecken, denn aus Zittau und den umliegenden Dörfern waren gar viele Klagen über seine Gewalttätigkeiten zu den Ohren Karls IV. nach Prag gedrungen. Doch alle Vermahnungen hatten bei Michelsberg nichts gefruchtet und er führte ungerührt sein Raubritterdasein weiter. Er war ein gar lustiger, „lauf- und freckster Herr“, der seinen Bauch zu einem Weinsäß und seinen Magen zu einem Raguttopf machte und seinen Lachmuskeln gern ein munteres Länglein vergönnte.

Wie ein gieriger Kater aus der Dachluke nach muntern Vögeln, so lugte der wüste Michelsberg von dem Suckingland seines Raubnestes nach friedlich durch das Tal reisenden Kaufleuten aus, deren vollbepackte Wagen und reichgepickte Beutel er sich zum Fange erkor. Doch auch auf andere Weise wußte er sich Gold zu verschaffen und zwar, indem er seinen eisernen Ritterhandschuh fest auf die Bauernschaft drückte, bis kein einziges blinkendes Tröpflein mehr herauskam. Noch eine dritte Quelle tat sich dem nimmerfatten Schlinghals auf. Sie entsprang dem Innern des Dybins und wurde ihm von unter der Erde hausenden Berggeistern, den Heinen, eröffnet. Es waren dies kleine gut-herzige Wesen, ungefähr drei Spannen lang. Sie halfen den Bauern bei ihrer Stall- und Feldarbeit und zeigten sich deren Frauen in der Spinn- und Nähstube nützlich, wofür sie Kleider und Nahrung erhielten.

Um Arbeit zu heischen, erschienen die Heinen eines Tages auch im Pallas der Burg. Adelgunde, das tüchtige, fromme Weib Michelsbergs, behielt sich gleich ein paar Duzend dieser kleinen Leutchen zur Hilfe in Küche, Keller und Nähstube. Doch Michelsberg fuhr bei der Frage der Heinen um Arbeit von der Bank hoch, worauf er eben seinen Mittagschlaf heruntergeschlachtet hatte, und polterte: „Verdammte Fingerlinge! Ich kenne keine Arbeit! Wo soll ich das verfluchte Ding hernehmen? Seht den Teufel drum an, ihr elenden Erdwähler!“

Doch bei dem letzten Wort fiel ihm ein, daß sie ihm ja Gold und Edelsteine aus dem Innern des Dybins bringen könnten. Auch zum Komödienspielen schienen sie ihm recht gut geeignet. Er behielt den Rest der Heinen, den sein Weib Adelgunde im Pallas zurückgelassen hatte, für seinen persönlichen Dienst. Für Gold und Edelsteine erhielten sie die besten Leckerbissen aus der Küche, und fürs Komödienspiel ließ er ihnen vom langen Schneider Ignaz die reizendsten Höschen und Köckchen aus dem geraubten Seiden- und Samtstoff nähen. Als das drollige lebendige Puppenpiel zum ersten Mal während eines Festgelages den Pallas betrat, erhob die daselbst versammelte Raubritterschar ein brüllendes Gelächter, begleitet von dröhnendem Fußgetrampel.

Währenddem ward draußen vor der Burg ein lautes Klagegeschrei vernehmbar. Es stammte von der alten Mandragora, die ihre kleinen dienstbaren Geister, die Heinen, herausverlangte.

Die alte Mandragora war eine noch aus der Heidenzeit stammende Druidin, die in der ganzen Lausitz „die böse Frau“ genannt wurde und die noch jetzt dort ihr Wesen treibt. Gebückt schleicht sie bei hellem Tageslicht in den Dörfern umher. Sie ist ein kleines, altes, verrunzeltes und verschrumpftes Weib mit triefenden Augen, großem Kopf, warzigem Gesicht und einem mächtigen Höcker auf dem Rücken. An einer Krücke schleppt sie sich fort, kriecht in die Keller und Scheuern, und da, wo sie weilt, geben die Kühe und Ziegen Blut statt Milch, ergibt sich keine Butter, schlackert der Rahm, verdirbt der Käse, bekommen die Schafe die Pocken und die Hunde die Raude. Der Wurm kommt ins Korn und das Gespinnst wird von Mäusen zerfressen. Kurz, es waltet Unfall, wohin ihr Auge blickt und ihr Fuß tritt. Erblickt sie ein Kind unter einem Jahre, so beschreit sie es und es bekommt Friesel,

Ausschlag und einen geschwollenen Leib. Kräftige und furchtlose Männer haben schon manchmal ihre Fäuste gegen die böse Frau gebrauchen wollen, allein sie ist mit einem schallenden Gelächter vor ihren Augen verschwunden und die Frevler sind erkrankt. Dies ist die alte Mandragora, die zur Zeit Michelsbergs schreiend um die Burg strich, weil man ihr die Heinen genommen hatte. Die Mandragora stammte von der Atramurwurzel (Mandragora). Sie war die Urmutter der Heinen und darum litt sie so großen Kummer um sie.

Es war im Weihnachtsmond. Der wilde Jäger Dwate stürmte mit Roß, Troß und Meute um die Burg und das Jammergeschrei der bösen Frau drang bis in die Spinnstube, wo Frau Adelgunde, die Mägde und die Heinen saßen, die Rädchen surren ließen und fromme Lieder sangen.

Auf einmal war es, als ob das Geheul der Mandragora im Innern der Burg erklinge. Da verstummte der fromme Gesang Frau Adelgundes und der Mägde vor Angst und Schrecken und sie bekreuzigten sich.

Unter den Mägden war nur eine, über die das Grausen keine Gewalt zu haben schien, denn das sanfte Licht auf ihrem Gesicht verlor sich nicht, wie kein Hauch den köstlichen Schmelz einer Perle löscht. „Maria, die Reine“, hieß sie bei allen in der Burg. Und ihre Reinheit entsprang der Seele und übergieß ihr ganzes Wesen. Ihre Hände waren immer so weiß, wie unter Schnee erblühte Rosen, obgleich sie die gleiche schmutzige Arbeit verrichtete, wie die anderen Mägde. Kein Stäubchen blieb an ihrem silbergrauen Gewand haften. Hold war sie dabei, schier überirdisch. Zumeist lieblich und bescheiden wie eine Anemone, doch wenn aus ihrem Antlitz die Sonne der Güte oder das Feuer heiligen Zornes brachen, glich sie einer auf himmlischen Auen erblühten Lilie. Ihr Haar war von so sattem Gold, daß sich ein Widerschein davon um ihren Kopf rahmte, und ihre Augen glühten klaren, blauen Tropfen aus einem unerforschten Born.

Frau Adelgunde fragte sich oft staunend: „Ist Maria, die Reine eine Fee oder gar eine Heilige, die in unsere Burg kam, um uns vor Gefahren zu beschützen?“

Auch über die alte Mandragora hatte Maria eine besondere Macht, denn die böse Frau war wie die Finsternis und Maria, die Reine, wie das Licht.

Darum sagte auch jetzt Frau Adelgunde, als die Mandragora im Innern der Burg so grauenhaft zu wehklagen begann, zu Maria bittend: „Sehe hinaus zu ihr, Maria. Du brauchst sie nur anzusehen, so schweigt sie. Ach, was wird die böse Frau für Unheil in die Burg bringen!“

Maria erhob sich. Doch bevor sie noch die Tür erreichte, schlich die Alte herein, den Rücken gekrümmt und den Kopf weit vorgestreckt. Lauernd sah sie Frau Adelgunde und die vor Furcht zitternden Mägde an. Dann fiel ihr böser, brennender Blick in die hellen Augen Marias. Doch er verlöschte darin, wie glühende Kohlen im klaren Wasser.

„Su, ju, sad ock har!“ begann sie mit ihrer kreischenden Stimme: „Se labt noch, de ahle Mandragora! Es is noch niche vorbei mit ehere Macht. Hihihihhi! Ihr sellts schu murren frei markn, wenn d'r de Rihe malkn duht und Bludd anstatten Milch a euern Ehmern hot. Dos hot'r dadorfür, daß'r mir manne Heine genumme hot. Würmer ho'ch euch as Kurn gefagt und Mäuse eis Gespinst. Ihr wullts ju niche anneresch, ihr Luderzeuk, ihr Mägde, Ihr find ju dan Wäg niche nich vo de Waldhütte zu der ahlen Mandragora. Ihr braucht ja manne Tränke und Kräuter ne meh, wenn'r krank sein duht.“ Und ihren Stock erhebend und damit auf Maria deutend fuhr sie mit vor Wut pfeifender Stimme fort: „Die dicke durt, die Rendliche, braucht ock de Pfüten uf euch zu lähn, und do sad'r gesund. Do wärd, mannersiz, alle mitfamme Baischwester!“ Und jetzt mit dem Krückstock nach der Tür weisend, sprach sie weiter: „Dar do driben, dar dicke Michelsbarger, dar gefält mir noch am besten, weil'r uff dahn Paffenkram pfeßt, weil'r am Tage rimräubert und de Nacht durch jessit. Aber ha wird bahle ausgefuffen han. Dan kan kenner mi halfn, o unser Wodan niche, dar ihm niche gram is, weil ha enne starke Faust hot und dacht'g flucht. Nu kumm'n de Paffenbrider uff'n Hoals